

# Theologiestudium und Persönlichkeits- entwicklung

Anmerkungen zur Beratungspflicht  
für Theologiestudierende in der EKir

Michael Klessmann

schwung. Christen und gerade auch die evangelische Kirche haben nie nur vom Glauben gesprochen, sondern immer auch gesungen, ihn in der gehobenen Sprache der Poesie und mit den erhebenden, die Seele und das Herz berührenden Tönen der Musik kundgemacht. In der Musik und in Bildern hat unsere Verkündigung offene Arme.

Das Geheimnis und das gemeinsame Profil aller christlichen Feste und Bilder liegen darin, daß sich die neue Welt mitten in der alten zu erfahren gibt: im Stall von Bethlehem, in Brot und Wein, im Garten des Josef von Arimathia. Am Geschick Jesu Christi selbst ist ablesbar: Die neue Welt ist nicht mit der alten identisch, aber sie scheint in ihr auf. Darum kommt es weder zur Verachtung des Diesseits noch zum Vergessen des Jenseits, nicht zur Abwertung der Welt noch zur Überhöhung dessen, was doch nur Schöpfung und endlich ist. Weltflucht oder Vergötzung des Irdischen – diese beiden gegensätzlichen, tief problematischen religiösen Grundstrukturen – werden im christlichen Glauben, der den Schöpfer bekennt sowie den menschgewordenen Sohn Gottes und den heiligen Geist, wirksam vermieden. Daß die Welt erlösungsbedürftig ist und ihrer Erlösung harret, daß die Schwäche eine Stärke, der Tod Leben bedeuten kann, Aussagen und Überzeugungen dieser Art sind das christologisch begründete spezifische Grundmuster christlicher Verkündigung. Es spricht Menschen Mut zu, einen Wert und eine Würde, die nicht zu einsamer Überhebung über die Bedingungen des Menschseins führt, sondern zur Annahme, zum Aushalten und zur sozialen Gestaltung des Diesseits. Ein Leben in Beziehung, Befreiung, Begeisterung ist das, was durch die christliche Tradition belebt werden kann. Wir bleiben etwas schuldig, wenn wir unsere Schätze nicht ausbreiten. Die Wandlungen der religiösen Landschaft enthalten Herausforderungen für die Kirchen. Gefragt ist eine depressive Oberflächlichkeit vermeidende Sicht der Situation und ein neues christliches Selbstbewußtsein, das sich dem Zutrauen in die Wirkkraft christlicher Überlieferungsbestände verdankt (Eilert Herms). Von Martin Luther stammt der Satz, daß kein Christ die Überzeugung fahren lassen soll, daß Gott mit ihm noch ein großes Werk vorhabe. Was vom einzelnen Christen gilt, gilt noch viel mehr von unserer Kirche.

## Anmerkungen:

- 1 Vgl. Peter Gross, Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt 1994.
- 2 H. J. Höhn, GegenMythen, Freiburg 1994; M. Nüchtern, Kirche in Konkurrenz, Stuttgart 1997. ■

## I.

Der Beruf des Pfarrers/der Pfarrerin – und damit auch das Theologiestudium – ist seit einiger Zeit erneut in die Diskussion geraten. Amt und Person sind immer weniger deckungsgleich; das Amt erscheint nur noch überzeugend, wenn es durch eine glaubwürdige private wie berufliche Existenz getragen wird; personale Kompetenz (auch soziale oder kommunikative Kompetenz) ist das Schlagwort, das jetzt allorten zu hören ist – und personale Kompetenz tritt an die Stelle einer durch die amtliche Beauftragung zugeschriebenen Kompetenz. G. Lämmermann hat diese Spannung mit der paradoxen Formulierung zum Ausdruck gebracht, dass »der Pfarrer die Kirche weitgehend verdrängt hat.«<sup>1</sup> Soll heißen: Die Kirche als Institution, selbst die Gemeinde am Ort ist für viele Menschen unanschaulich geworden; was für sie zählt ist die Person des Pfarrers/der Pfarrerin: In ihnen wird Kirche, wird Religion anschaulich und konkret. Und die Glaubwürdigkeit und Lebensdienlichkeit von Kirche und Religion wird am glaubwürdigen oder unglaubwürdigen Auftreten dieser Repräsentanten der Kirche festgemacht.

Wie immer man diese Entwicklung einschätzt – sie ist kaum rückgängig zu machen, wir müssen uns darauf einstellen, d.h. *wir müssen der Person des Pfarrers/der Pfarrerin bzw. der Person der Studierenden mehr, viel mehr Aufmerksamkeit schenken, als das bisher geschehen ist.*

Die zunehmende Bedeutung des Stichwortes von der personalen Kompetenz zeigt sich beispielhaft in Projekten verschiedener Landeskirchen:

- die rheinische Landeskirche hat ein Pfarrbild entwickelt, in dem als »Eignungsvoraussetzungen« Übereinstimmung von Leben und Handeln, Dialog und Kontaktfähigkeit, Fähigkeit, Konflikte auszutragen und Krisen zu bewältigen etc. genannt werden.
- In der westfälischen Kirche werden seit dem letzten Jahr Auswahlseminare (Assessment) durchgeführt, in denen die Eignung zum Vorbereitungsdienst ge-

prüft wird unter den Gesichtspunkten: Überzeugende Vertretung des eigenen christlichen Glaubens; Sprach- und Argumentationsverhalten; Dialogverhalten, Team-, Kooperations- und Integrationsverhalten; Belastbarkeit und Situationsbewältigung; Konflikt- und Problemlösungsverhalten; Selbstreflexion.

- In der württembergischen Kirche wird zur Aufnahme in den Vorbereitungsdienst ein Bewerbungsgespräch geführt, aufgrund dessen sich eine Kommission einen »Gesamteindruck« von der Person, die den Vorbereitungsdienst anstrebt, bilden und »prospektive Schlüsse bezüglich der Eignung der Pfarramtsbewerber und -bewerberinnen« ziehen soll.

Wenn solche Anforderungen gestellt werden – und ich halte sie im Ansatz für richtig – muss man bestimmte Konsequenzen im Blick auf Aus- und Fortbildung ziehen:

- Wie und wo können Personen, die sich auf den Pfarrberuf vorbereiten, solche Qualifikationen erwerben? Dass die nicht einfach von selbst wachsen oder mit der Ordination verliehen werden, dürfte deutlich sein. Wer personale Kompetenz fordert, muss auch sagen, wo sie herkommen soll und wie sie kontinuierlich weiterentwickelt werden kann. »Personalentwicklung« wird leider in den Landeskirchen viel zu wenig ernst genommen.
- Die bisherige rein wissenschaftlich-akademische erste Ausbildungsphase, die eher von dem Ziel »Wissenschaft« als »Pfarramt« geleitet ist, muss ergänzt werden um Elemente personalen oder emotionalen Lernens, um Angebote zur Persönlichkeitsentwicklung, zur Selbst- und Fremdwahrnehmung, zur Entwick-

---

Prof. Dr. M. K. (geb. 1943) lehrt Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal (mit Schwerpunkt Seelsorge und Pastoralpsychologie). Er war vorher viele Jahre in Bethel in Seelsorgefortbildung, Beratung und Supervision tätig.

---

lung und Differenzierung der persönlichen Fähigkeiten, gerade der Fähigkeiten im Beziehungsbereich. Wer den Erwerb solcher Kompetenzen – wie bisher – ausschließlich der zweiten Ausbildungsphase überlässt, setzt zu spät an und überfordert diese zweite Phase.<sup>2</sup>

Solche Einsichten dürften im Hintergrund gestanden haben, als die rheinische Landeskirche in ihrer Praktikums-Ordnung von 1996 auch die Notwendigkeit von mindestens sechs ausführlichen Beratungsgesprächen für die Theologiestudierenden festgelegt hat.

»Durch ausführliche Beratungsgespräche während des Studiums soll die Studentin/der Student die Möglichkeit haben, ihre/seine Motivation zum Studium, ihr/sein Berufsziel und ihre/seine Eignung zum späteren Dienst als Pfarrer/PfarrerIn zu überprüfen.« (es folgen Hinweise zur Durchführung dieser Beratungsgespräche)<sup>3</sup>

Dieser Schritt scheint mir angesichts der oben angestellten Überlegungen von der Tendenz her richtig und notwendig, in der Durchführung allerdings halbherzig.

Noch eine Bemerkung wegen: Man kann die Forderung nach personaler Kompetenz im Pfarramt, nach vertiefter Persönlichkeitsbildung o. ä. nicht theologisch aushebeln (wie das gelegentlich geschieht<sup>4</sup>) unter Hinweis auf die Rechtfertigung, also die theologische Erkenntnis, dass Gott gerade die Schwachen und Hilfsbedürftigen annimmt und gelten lässt (z. B. 2. Kor. 12, 9). Natürlich steht diese theologische Aussage in Spannung zur Forderung nach mehr personaler Kompetenz. Aber beide Aussagen schließen sich nicht wechselseitig aus, weil es sich um verschiedene Argumentationsebenen handelt. Eine dialektische Betrachtungsweise ist notwendig: Ja, wir brauchen personale Kompetenz – aber in dem Wissen, dass durch sie das Heil nicht garantiert werden kann, dass sie nicht das Patentrezept zur Erneuerung der Kirche darstellt. Gottes Geist weht, wo er will, sicher auch jenseits aller personalen Kompetenz – aber sie deswegen gar nicht erst anzustreben, und aus jenem Satz des Paulus gewissermaßen die Geschäftsgrundlage des Pfarramtes zu machen, wäre sträfliche Vernachlässigung.

Um was soll und kann es angesichts dieser Ausgangslage in einer Beratung für Theologiestudierende gehen? Welche möglichen Ziele, welche Chancen und auch welche Grenzen sehe ich?

## II.

Die Frage nach der *Motivation*, dem »warum und wozu studiere ich Theologie?«

muss eins der zentralen und wiederkehrenden Themen einer solchen Beratung sein.<sup>5</sup> Motivation bezeichnet fast immer einen mehrschichtigen Prozess, in dem ein ganzes Bündel verschiedener Motive zusammenfließen. Um sich Rechenschaft zu geben über die eigene Motivation zum Theologiestudium ist es notwendig, diese Vielfalt von Motivationsperspektiven zu unterstellen und in ihrer Wechselwirkung zu klären.

- Aus biologischer Sicht geht es bei der Motivation um die Aufhebung eines Spannungszustandes. D. h. der Zustand vor einer Entscheidung ist spannungsvoll; wenn eine Entscheidung getroffen ist, tritt eine Entspannung (Erleichterung) ein, während eine erneute Infragestellung der Motivation wieder Spannung auslöst. Von daher erklärt sich, dass Studierende eine Infragestellung ihrer einmal gewählten und ausgesprochenen Motivation zunächst erst einmal abwehren. Sie lassen sich nicht gern in Frage stellen – und wenn, dann setzt das einen unbedingt vertrauensvollen, sicheren Rahmen voraus, in dem Denken und Fühlen nicht gleich Konsequenzen im Handeln erfordern.
- Motivation ist auch ein kognitiver Vorgang, in dem Denken, Werten und Planen, Sich Entscheiden und Prioritäten-Setzen eine große Rolle spielen. D. h. die Vorstellung vom Pfarramt, von dem, was man dort tut und wer man in dieser Funktion ist und sein kann, ist ein wichtiger Teil der Motivation. Die jeweiligen Vorstellungen vom Pfarramt und der eigenen Person sollten also immer mit Aspekten der Außenwahrnehmung ins Gespräch gebracht werden. Vor allem die narzisstischen Anteile solcher Vorstellungen (also Ideen von eigener Größe und herausragender Fähigkeit, die schnell in Gefühle von Kleinheit und Unbedeutendheit umkippen) sollten einer gründlichen Betrachtung unterzogen werden.
- Psychodynamisch betrachtet sind die bewussten Motive immer von unbewussten Motiven durchzogen; letztere gelten sogar als die wichtigeren und bestimmenderen, die bewussten Motive dienen häufig nur zu ihrer Rationalisierung. Die unbewussten Motive ihrerseits werden als Ergebnis vergangener und gegenwärtiger Beziehungskonstellationen angesehen. Es geht also darum, folgende Fragen zu bearbeiten: Welche Motive sind mir bewusst? Welche unbewussten Motive lassen sich erschließen, etwa durch die weitergehenden Fragen: Wem tue ich mit diesem Studium einen Gefallen? bzw. wen hätte ich enttäuscht, wenn ich nicht Theologie studiert hätte?

Wem möchte ich etwas beweisen? Was ermöglicht mir dieser Studiengang? Was verhindert er aber auch?

- Sozialpsychologisch gesehen ist Motivation das Ergebnis einer Beziehungsgeschichte, speziell der Familienkonstellation, aber sicher auch der individuellen Lerngeschichte in Gruppen, in der Schule etc. Also: welche Erfahrungen, welche Vorbilder haben mich beeindruckt und beeinflusst? (lebende Vorbilder, Gestalten aus der Vergangenheit, aus der Kirchen- und Theologiegeschichte, Familienverhältnisse)
  - Man kann zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivation unterscheiden. Ergreife ich dieses Studium, weil ich mir für mein Leben davon etwas verspreche? Erwarte ich soziale Anerkennung, eine gesicherte berufliche Position, hohes Einkommen von dem späteren Beruf oder sind meine Motive weitgehend unabhängig von solchen äußeren Faktoren?<sup>6</sup>
  - A. Maslow unterscheidet Defizit- und Wachstums-Motive. Die Defizit-Motive beinhalten die grundlegenden biologischen Bedürfnisse nach Nahrung, Schlaf, Sexualität und Sicherheit. Die Wachstumsmotive meinen die von ihm so genannten Selbstverwirklichungsbedürfnisse: Der Wunsch nach Erweiterung und Vertiefung des Lebens, nach Selbstaktualisierung, nach Transzendenz und Einheit. Im Blick auf Studierende ist hier der Wunsch wiederzufinden, im Glauben zu wachsen, eine eigene Spiritualität zu entwickeln, durch das Studium zu einer überzeugenden, integrierten theologischen Existenz zu finden, in der die drängenden Lebensfragen eine halbwegs schlüssige Antwort finden.
- Diese verschiedenen Dimensionen der Motivation zum Theologiestudium können in der Beratung in einer offenen, nicht wertenden Atmosphäre angesprochen und bearbeitet werden. Das ist bedeutsam für die Studierenden aus mehreren Gründen:
- sie können ihre Motive in Ruhe explorieren, die Komplexität ihrer eigenen Motive kennenlernen und mögliche Selbsttäuschungen durchschauen;
  - sie erleben, welche Bedeutung der emotionalen oder Beziehungsdimension in allem Verhalten zukommt – im Studium wird diese Dimension weitgehend ausgeblendet;
  - sie erleben in der Beratung und in der Person des Beraters/der Beraterin ein Modell, das ihnen Erfahrungsgrundlage sein kann, später in der eigenen Seelsorge mit ratsuchenden Menschen in ähnlicher Weise umzugehen.

### III.

Im Unterschied zu den meisten anderen Studiengängen erfordert das Theologiestudium ein persönliches Engagement gegenüber dem Studiengegenstand, einen eigenen Glauben, eine persönliche *Spiritualität*.

Das Phänomen »Spiritualität« ist ungemünzt vielschichtig und komplex; um so wichtiger erscheint es, dass Studierende der Theologie einen Raum der Vergewisserung finden, in dem sie ihre Einstellung zum Glauben, ihre Versuche eines eigenen geistlichen Lebens, vor allem aber auch ihre wiederkehrenden Zweifel und Unsicherheiten erkunden können, vorsichtig, tastend und zugleich offen, ohne Angst vor Abwertung oder Lächerlich-gemacht-Werden, aber auch ohne Angst, in eine bestimmte Richtung gedrängt zu werden. Einerseits ist das Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit für die Studierenden bei diesem Thema besonders groß; andererseits die Notwendigkeit, dass die Beratenden sowohl wirklich offen sind als auch durch persönliches Beispiel Hilfestellung und Anregung geben.

Das Thema der *Berufung* zum Pfarramt spielt in der deutschen kirchlichen Tradition – anders als in den meisten Freikirchen und den Kirchen etwa der USA – eine erstaunlich geringe Rolle;<sup>7</sup> wenn eine solche Berufungsgewissheit in vielen Fällen als Basis nicht vorhanden ist, wird die Frage um so wichtiger, wie die Studierenden ein inneres Verhältnis zur Sache bekommen und eine theologische Existenz entwickeln können, in der theologische Rationalität und religiöse Emotionalität, Wissen und Erfahrung, Denken und Vollziehen, Glaube und Zweifel zu einer Synthese finden. Es geht darum, eine »persönlichkeitsspezifische Spiritualität«<sup>8</sup> zu entwickeln, in der die eigenen biographischen Erfahrungen und die Angebote der christlichen Tradition zu einer überzeugenden persönlichen Integration finden. Das Studium bietet zu diesem Zweck bestenfalls gelegentliche und eher zufällige Anregungen in Form von Universitäts-gottesdiensten und -andachten, liturgischen Nächten, Angeboten zum Bibliodrama etc. Die Integration solcher Angebote mit der wissenschaftlichen Theologie hin zu einer mehr oder weniger überzeugenden individuellen Lebensform muss jedoch weitestgehend von den Betroffenen selber geleistet werden. Wenn sie dazu keine GesprächspartnerInnen haben, bleiben sie eher in bekannten, übernommenen – zustimmenden oder ablehnenden – Verhaltensweisen, die dann leicht traditionell, klischeehaft wirken und die berufliche Existenz nicht wirklich zu tragen vermögen.

### IV.

Das Thema der persönlichen und beruflichen *Identitätsentwicklung* schwingt in dem vorhergehenden immer schon mit. Das Studium ist eine Art von verlängerter Adoleszenz, die von der Spannung gekennzeichnet ist, dass diese Spätadoleszenten einerseits frei und selbstständig ihr Leben führen und gleichzeitig (äußerlich, finanziell) abhängig sind: Die Entwicklungsaufgaben dieses Alters sind: Ablösung vom Elternhaus, sich auf eine Partnerschaft einlassen, eine sexuelle Identität als Mann oder Frau finden, einen persönlichen Arbeitsstil entwickeln.

Der Identitätsdiskurs unserer Tage hat sich weitgehend verabschiedet vom bildungsbürgerlichen Ideal der integrierten, kohärenten und festbegründeten Identität. Je pluraler gesellschaftliche Wirklichkeit sich darstellt, desto mehr ist die Leistung gefordert, sich in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen bewegen zu können, sich in wechselnde Sinn-Systeme einzudenken, in unterschiedlichen Sprachspielen mitreden zu können; es erfordert die Fähigkeit, Differenzen wahrzunehmen und Verknüpfungen zwischen Differenzen herzustellen – die Fähigkeit dazu (mit kognitiven, emotionalen und aktionalen Komponenten) wird mit dem Identitätsbegriff bezeichnet.

Um die Fähigkeit zu erwerben, ein »vielfähiger Mensch«<sup>9</sup> zu werden, ist »Identitätsarbeit« notwendig<sup>10</sup>, d. h. so verstandene Identität stellt sich nicht von selbst ein, sie muss immer wieder erarbeitet und auf die sich verändernden Bedingungen bezogen werden. Diese Identitätsarbeit erfolgt in Form ständiger »situativer Selbstthematisierungen«, in denen verschiedene Identitätsperspektiven oder Teilidentitäten zum Thema werden.<sup>11</sup>

Am Beispiel einer Theologiestudentin könnten solche Teilidentitäten sein: Frau M. ist Studentin der Theologie; sie ist dabei (im 3. Semester), sich in die Theologie als Wissenschaft einzuarbeiten (Identitätsperspektive: Wissenschaftliche Ausbildung); M. hat ihre Studienmotivation aus der kirchlichen Jugendarbeit, bringt von daher eine persönliche Frömmigkeit mit, für die sie noch einen angemessenen Ort im Studium sucht (Frömmigkeit, Spiritualität); M. lebt seit einiger Zeit in einer Partnerschaft mit einem Studenten der Psychologie, der ihr Theologiestudium zwar mit Interesse, aber zugleich auch mit großer religionskritischer Skepsis kommentiert, was sie wiederum verunsichert (Partnerschaft); M. arbeitet nebenher als Aushilfe im Krankenhaus, kommt dort öfter ins Gespräch mit Patienten über Kirche und Theologie und stellt frustriert fest, dass sie

zwar in interessante Gespräche verwickelt wird, aber nicht wirklich weitergeben kann, was ihr an ihrem Glauben wichtig ist (berufliche Tätigkeit); M. stammt aus konservativ kleinbürgerlichem Milieu; ihre Eltern sind einerseits stolz auf sie, stehen andererseits ihrem Studium ziemlich ratlos gegenüber (Herkunft/Biographie).

Diese verschiedenen Teilidentitäten stehen offenkundig in Spannung zueinander und fordern zwei Fragen heraus

1. Gelingt es der Studentin, einen inneren Dialog zwischen diesen unterschiedlichen Perspektiven zu führen, in dem sie beispielsweise die Krankenhauserfahrungen in ihren wissenschaftlichen Zugang zur Theologie mit einbringen kann oder indem sie die Skepsis ihres Freundes nachvollzieht und mit ihrer persönlichen Frömmigkeit ins Gespräch bringen kann – und auf diese Weise die verschiedenen Identitätsperspektiven miteinander in Beziehung zu setzen; oder stehen sie unverbunden nebeneinander und Frau M. erscheint an unterschiedlichen Orten als jeweils eine andere?
2. Gelingt es ihr, in dieser Vielfalt der Identitätsperspektiven so etwas wie ein eigenes, unverwechselbares Profil zu entwickeln?

Beide Fragen stellen sich prinzipiell jedem Menschen; wenn wir jedoch davon ausgehen, dass im Pfarramt die Person das Handlungs- und Steuerungsinstrument der gesamten Berufstätigkeit bildet, dann gewinnen sie besonderes Gewicht. Es muss dann Gelegenheiten geben, wo sie nicht nur zufällig und gelegentlich, sondern regelmäßig und unter kompetenter Begleitung bearbeitet werden können.

Angesichts postmoderner Pluralität gibt es für Jugendliche und junge Erwachsene in der Regel weder eine klare biographisch verankerte Abgrenzung gegenüber ihrer Elterngeneration noch in beruflicher Hinsicht eine entsprechende Absetzung von der Generation ihrer Lehrer und Lehrerinnen, sei es an der Universität, sei es in den Gemeinden und Landeskirchen. Identität zu gewinnen wird dadurch einerseits ein offeneres und freieres, andererseits ein wesentlich anstrengenderes und schwierigeres Projekt. Deswegen – noch einmal – sollte die Bearbeitung dieser Dimension, Identitätsarbeit, nicht in das Belieben der einzelnen gestellt, sondern Bestandteil der theologischen Ausbildung von Anfang an werden.

### V.

PfarrerInnen sind von der beruflichen Rolle her *HelferInnen* par excellence; nach der Untersuchung von Riess spielt der

Wunsch, Menschen zu helfen, in der Motivation zum Studium – im Vergleich zu anderen Motiven – die größte Rolle.<sup>12</sup> Das Helfermotiv sollte nicht diskreditiert werden, wie es manchmal im Gefolge des Schlagworts vom Helfersyndrom geschieht; aber seine Gefahren und Schattenseiten sollten bewusst sein: die Abwehr von eigener Schwäche und Hilfsbedürftigkeit, die Gefahr, dass die Asymmetrie der helfenden Beziehung zum Missbrauch der eigenen Macht einlädt; das hohe Ich-Ideal, das zu Überforderung und späterem burn-out geradezu einlädt.

Darüber hinaus: Ehe sich Helferstrukturen unkritisch verfestigen, scheint es mir sehr wichtig, dass die Betroffenen die Gelegenheit haben, genauer nach ihren Stärken und Schwächen und damit auch nach ihren Grenzen zu fragen. Es geht nicht darum, schon möglichst früh Spezialisierungen einzuleiten, sondern sich überhaupt einmal mit folgenden Fragestellungen auseinanderzusetzen: Was kann ich im Moment gut? Was macht mir Schwierigkeiten? Was kann ich gar nicht? Was möchte/sollte ich können? Was möchte ich entwickeln und lernen? Und was kann ich auch lassen? Wovon kann und sollte ich mich verabschieden und abgrenzen? etc. All diese Fragen haben als Hintergrund die Erkenntnis: Meine Person, meine Fähigkeiten sind begrenzt, ich kann nicht alles machen. Diese Erkenntnis scheint mir eine wichtige Voraussetzung zu sein, um mit anderen zusammenarbeiten zu können, um teamfähig zu sein, um delegieren zu können, um nicht in autoritäre Verhaltensmuster zu verfallen.

Ein wichtiger Bestandteil der Bearbeitung der Helferthematik ist die Erfahrung, sich als jemand, der später beruflich Hilfe gibt, in Beratung zu begeben, also Hilfe in Anspruch zu nehmen, selber hilfsbedürftig zu sein! Ich glaube, dass diese Erfahrung in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Wer am eigenen Leib, an der eigenen Seele erlebt hat, wie schwierig es sein kann, Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie kränkend es sein kann, dem eigenen Schatten zu begegnen, aber auch wie befreiend und anregend und fruchtbar, der geht anders mit Hilfsbedürftigen um, als jemand, der ungebrochen die Phantasie von der eigenen Größe und Zuständigkeit und Kompetenz für alles festhält.

In der Seelsorge ist das altchristliche Motiv vom verwundeten Heiler wiederentdeckt worden:<sup>13</sup> Das Motiv und die Erfahrung, dass nicht diejenigen die besten und wirkungsvollsten Helfer sind, die ungerührt und ungebrochen durchs Leben gegangen sind, sondern gerade die, die von Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen betroffen waren und diese verarbeitet haben. In die-

sem Sinn bedeutet, Beratung oder Therapie gemacht zu haben, gerade keinen Mangel, sondern eine Bereicherung und Vertiefung der Person.

## VI.

Letztlich geht es in all diesen Fragen um die Hauptfrage: Bin ich zum Studium und zum Beruf des Pfarrers/der Pfarrerin *geeignet* oder nicht? In einer relativ kleinen Zahl von Grenzfällen wird man zu einer negativen Antwort kommen: Da ist es dann ungemein wichtig, den Betroffenen diesen Eindruck – formuliert als subjektiver Eindruck – mitzuteilen und ihnen dadurch eine Möglichkeit der Auseinandersetzung mit dieser Ablehnung zu eröffnen. In der Mehrzahl der Fälle wird es eher nicht um diese grundsätzliche Frage, sondern um ihre Schattierungen gehen: Was traue ich mir zu/ nicht zu? Was trauen andere mir zu/nicht zu? Was sind meine spezifischen Stärken und Schwächen – u.z. nicht nur im Blick auf das zukünftige Pfarramt, sondern auch schon jetzt im Studium, im Umgang mit Kommilitonen und Lehrenden? Und wo kann und muss ich angesichts dieser Schwächen vor allem etwas dazu lernen, mich weiterentwickeln? Die Beratung sollte der Ort sein, wo die Studierenden sehr offen feedback über ihre Person und ihre personale Kompetenz – im Zusammenhang mit ihren akademischen Fähigkeiten – bekommen: Das fängt an mit feedback zum äußeren Auftreten, Körperhaltung, Bewegung, Sprache, und setzt sich fort mit Reaktion von Seiten des Beraters/der Beraterin auf die oben genannten Punkte, Motivation, Spiritualität, Identität, Helferverhalten. Es gibt im Studium keinen geregelten Ort, an dem die Studierenden ein solches feedback kriegen – und eben dies ist von so großer Bedeutung, um einen kontinuierlichen Prozess der Auseinandersetzung und des Wachstums anzustoßen und zu begleiten.

## VII.

Sie sehen an meinen Ausführungen, dass ich einer Beratung im Theologiestudium, wie sie hier im Rheinland m. W. zum ersten Mal institutionalisiert ist, eine große Bedeutung zumesse. Kann sie von der Struktur her dieser Bedeutung gerecht werden? Welchen Kriterien müsste eine solche Beratung genügen?

● Ich habe schon zu Anfang gesagt, 6 Beratungen pro Studium (also innerhalb von 6–7 Jahren) sind aus meiner Sicht ein halbherziger Anfang, aber nicht

mehr. In Supervisionsausbildung wird der Selbstreflexion ein hohes Gewicht beigemessen; das müssen wir für die Pfarramtsausbildung nicht direkt übernehmen; man müsste aber in jedem Fall so viel fordern, dass daraus ein intensiver und sinnvoller Prozess werden kann. Es muss ein *wirklicher Beratungsprozess* entstehen können, der eine eigene kontinuierliche Dynamik und Intensität entfaltet und dadurch ein Beitrag zur Persönlichkeitsklärung und -entwicklung werden kann. Vielleicht wäre das bei 2–3 Beratungen *pro Studienjahr* möglich. Wie immer man diese Zahl ansetzt – wenn wir sagen: Arbeit an der Person der künftigen Pfarrer und Pfarrerinnen ist notwendig, dann müssen wir dafür ein geeignetes Instrumentarium zur Verfügung stellen.

- Diese Form der Beratung dient vorrangig dem Aufspüren von Entwicklungsmöglichkeiten der Studierenden, nicht der Auswahl!
- Die Beratenden müssen wirklich neutral sein, sie dürfen nicht irgendwie dienstlich mit dem Betreffenden verwickelt sein. Lehrende und Prüfende kommen von daher nicht in Frage, das betont schon die entsprechende Ordnung der EkiR.
- Der Beratung sollte ein klares Konzept (Zielvorgaben!) zugrunde liegen, das in einem Kontrakt bekräftigt werden kann. Beratende und Zu-Beratende müssen wissen, worauf sie sich einlassen.
- Die Vertraulichkeit muss unbedingt gewährleistet sein.
- Die Beratenden müssen eine beraterische Kompetenz mitbringen.
- Die Beratung sollte bei nur einer Person durchgeführt werden (mit der Möglichkeit, einmal zu wechseln.)
- Die Beratung sollte keine Studienberatung im engeren Sinn sein. Natürlich wird immer auch zur Sprache kommen, wie jemand das Studium anlegt, welche spezifischen Fragen und Schwierigkeiten sich daraus ergeben. Der Fokus sollte m.E. jedoch auf der personalen Kompetenz im o.g. Sinn/auf der Persönlichkeitsentwicklung liegen. Studienberatung im engeren Sinn muss Sache der Hochschulen bleiben!

Ich fasse zusammen: Die Tendenz, der personalen Kompetenz von Pfarrerinnen und Pfarrern mehr Aufmerksamkeit zu schenken, finde ich unbedingt unterstützenswert. Diese Entscheidung sollte dann allerdings auch deutlicher konturiert werden: Sie sollte zu einer das Studium begleitenden Beratung führen, die diesen Namen verdient. Andere Landeskirchen könnten und sollten diesen Schritt der EkiR nachvollziehen.